

LESEPROBE
GEWINNSPIEL MIT LEUCHTTURM1917
Denken mit der Hand*

CLARE POOLEY

MONTAGS
bei
MONICA

R O M A N



GOLDMANN

Jetzt mitmachen und gewinnen!

Nehmen Sie an unserem
Buchentdecker-Gewinnspiel zu „Montags bei
Monica“ teil und gewinnen Sie eins von
20 Paketen aus Notizbuch, Pen Loop und
Drehgriffel Nr.1 von **LEUCHTTURM** 1917

Denken mit der Hand*



Unter goldmann-verlag.de/monica finden Sie alle Informationen zum Gewinnspiel und natürlich auch zum Roman.

Das Gewinnspiel läuft bis zum 17.10.2021

MONICA

Sie hatte das kleine Notizbüchlein zurückgeben wollen. Kaum hatte sie es ganz allein auf dem Tisch liegen sehen, hatte sie es sich geschnappt und war seinem flamboyanten Besitzer nachgelaufen. Doch der war wie vom Erdboden verschluckt. Recht flink für sein Alter. Vielleicht wollte er aber auch nicht gefunden werden.

Es war ein schlichtes blassgrünes Schreibheft, wie Monica es früher in der Schule gehabt hatte. Darin hatte sie immer akribisch notiert, was sie als Hausaufgabe bekommen hatten. Ihre Freundinnen verzierten ihre Heftchen mit Graffiti oder Herzchen und Blümchen und kritzelten den Namen ihres jeweiligen Schwarms darauf, aber Monica war derartiges Gekrakel ein Graus. Gute Schreibwaren waren ihr heilig.

Vorne auf dem Heft standen zwei Worte, fast wie gemalt, in kalligrafisch verschnörkelter Schönschrift:

Projekt Aufrichtigkeit

Unten in der Ecke das Datum: Oktober 2018. Vielleicht fand sich drinnen eine Adresse oder wenigstens ein Name, damit sie es seinem Besitzer zurückgeben konnte. Es wirkte zwar unscheinbar, strahlte aber trotzdem Bedeutsamkeit aus.

Sie schlug die schmale Kladde auf. Auf der ersten Seite standen nur einige wenige Absätze.

Wie gut kennen Sie die Menschen um sich herum? Wie gut kennen die Sie? Wissen Sie überhaupt, wie Ihre Nachbarn heißen? Würden Sie es merken, wenn etwas mit ihnen nicht stimmte, wenn sie tagelang nicht aus dem Haus gegangen wären?

Ein jeder von uns erzählt Lügen über sein Leben. Was würde passieren, wenn man stattdessen die Wahrheit sagte? Die eine große Wahrheit, die Sie ausmacht, durch die sich alles andere zusammenfügt wie die Teile eines Puzzles? Nicht im Internet, sondern vor den Menschen aus Fleisch und Blut, denen wir täglich begegnen?

Womöglich würde gar nichts passieren. Oder aber die Geschichte könnte Ihr ganzes Leben verändern oder das eines anderen Menschen, den Sie noch gar nicht kennen.

Ich möchte es herausfinden.

Auf der nächsten Seite stand noch etwas, und Monica konnte es kaum erwarten weiterzulesen, aber es war gerade Hochbetrieb im Café, und sie durfte die Zügel jetzt nicht schleifen lassen. Zum Wahnsinn führt der Weg. Entschlossen stopfte sie das Büchlein zu den Speisekarten und den Flyern diverser Zulieferer gleich neben der Theke. Nachher, wenn sie hier fertig war, würde sie es in Ruhe lesen.

In ihrer Wohnung über dem Café kuschelte Monica sich gemütlich aufs Sofa, ein großes Glas Sauvignon Blanc in der einen Hand und das vergessene Schreibheft in der anderen. Die Fragen, die sie heute Morgen gelesen hatte, waren ihr seither nicht mehr aus dem Kopf gegangen und

hatten nachdrücklich nach Antworten verlangt. Den ganzen Tag hatte sie mit Leuten geredet, ihnen Kaffee und Kuchen serviert, mit ihnen über das Wetter geplaudert und über den neuesten Promi-Klatsch, aber wann hatte sie das letzte Mal irgendwem etwas erzählt, das wirklich wichtig war? Und was wusste sie eigentlich über diese Menschen, außer ob sie ihren Kaffee mit Milch oder ihren Tee mit Zucker tranken? Sie schlug das Heft auf der zweiten Seite auf.

Ich heiße Julian Jessop. Ich bin neunundsiebzig Jahre alt, und ich bin Künstler. Seit siebenundfünfzig Jahren wohne ich in den Chelsea Studios in der Fulham Road.

Das sind die nackten Tatsachen, aber nun zur Wahrheit: ICH BIN EINSAM.

Oft spreche ich tagelang mit keiner Menschenseele. Manchmal, wenn ich dann doch etwas sagen muss (beispielsweise, weil mich jemand anruft, um mit mir über Restschuldversicherungen zu reden), krächze ich wie ein Rabe, weil meine arme, vernachlässigte Stimme sich in meiner Kehle zum Sterben zusammengeringselt hat wie ein Tausendfüßler.

Mit dem Alter bin ich unsichtbar geworden. Was mich besonders trifft, weil ich früher immer im Mittelpunkt stand. Jeder kannte mich. Wenn ich einen Raum betrat, brauchte ich mich nicht vorzustellen. Ich stand einfach nur in der Tür, während ein Raunen und ein Wispern durch den Raum ging, dem dann verstohlene Blicke folgten.

Früher konnte ich stundenlang vor dem Spiegel stehen und bin stets langsam an Schaufenstern vorbeiflaniert, um ganz

beiläufig den modischen Schnitt meiner Jacke oder die flotte Haartolle zu bewundern. Wenn mein Spiegelbild mir heute irgendwo unerwartet auflauert, erkenne ich mich darin kaum wieder. Ironie des Schicksals, dass Mary, die das unausweichliche Altern mit so viel mehr Würde und Gelassenheit ertragen hat, gerade einmal sechzig Jahre alt geworden ist, während ich immer noch da bin und meinen allmählichen und doch unaufhaltsamen Verfall tatenlos mit ansehen muss.

Als Künstler beobachte ich die Menschen. Ich studiere Details, analysiere ihre Beziehungen, und ich habe festgestellt, es gibt ein Gleichgewicht der Kräfte. Meist wird ein Partner mehr geliebt, während der andere mehr Liebe gibt. Ich war wohl derjenige, der mehr geliebt wurde. Längst habe ich einsehen müssen, dass ich Mary damals nicht zu schätzen wusste. Mary mit ihrer gewöhnlichen, braven, rotbackigen Hübschheit und der verlässlichen Liebenswürdigkeit. Zu schätzen gelernt habe ich sie erst, als sie nicht mehr da war.

Monica blätterte um und trank einen Schluck Wein. Julian war ihr nicht unbedingt auf Anhieb sympathisch, aber irgendwie tat er ihr leid. Wobei ihm Abneigung vermutlich lieber wäre als Mitleid. Sie las weiter.

Als Mary noch hier wohnte, brummte unser Häuschen nur so vor Leben. Es ging zu wie in einem Bienenstock. Die Nachbarskinder gingen bei uns ein und aus, von Mary großzügig mit Geschichten, guten Ratschlägen, Limonade

und Monster-Munch-Chips versorgt. Immer saß mindestens einer meiner weniger erfolgreichen Künstlerfreunde unangekündigt mit am Esstisch, genauso wie mein jeweils neuestes Modell. Mary gab sich stets allergrößte Mühe, den anderen Frauen in meinem Leben mit ausgesuchter Höflichkeit zu begegnen, weshalb ich wohl der Einzige war, dem auffiel, dass sie nie ein Schokolädchen zum Kaffee angeboten bekamen.

Bei uns war unentwegt etwas los. Ein großer Teil unseres trubeligen Lebens spielte sich im Chelsea Arts Club und in den Bistros und Boutiquen in der King's Road und auf dem Sloane Square ab. Als Hebamme musste Mary ständig Überstunden machen, während ich kreuz und quer durchs ganze Land tingelte, um Menschen zu porträtieren, die sich für wichtig genug hielten, um sich für die Nachwelt verewigen zu lassen.

Seit den späten Sechzigern trafen wir uns jeden Freitagnachmittag um Punkt 17 Uhr auf dem Brompton Cemetery, dem Friedhof gleich bei uns um die Ecke. Mitten zwischen Fulham, Chelsea, South Kensington und Earl's Court gelegen, war das der ideale Treffpunkt für all unsere Freunde. Um das Grab von Admiral Angus Whitewater versammelt, planten wir dann gemeinsam das bevorstehende Wochenende. Den Admiral kannten wir zwar nicht, aber die imposante, auf Hochglanz polierte schwarze Marmorplatte, die seine letzte Ruhestätte zierte, kam uns als Tisch für unsere Drinks gerade recht.

Man könnte fast sagen, ich bin mit Mary gestorben. Telegramme und Briefe mit Beileidsbekundungen habe ich

allesamt ignoriert. Ich habe die Farbe auf der Palette eintrocknen lassen, und in einer nicht enden wollenden, unerträglich langen Nacht habe ich alle unvollendeten Leinwände zerstört. Ich habe sie zu kunterbunten Luftschlangen zerrissen und dann mit Marys Schneiderschere zu Konfetti zerschnipselt. Als ich irgendwann doch wieder aus meinem Kokon gekrochen kam, waren fünf Jahre vergangen. Die Nachbarn waren umgezogen, unsere Freunde hatten mich aufgegeben, und mein Agent hatte mich abgeschrieben. Und ich musste einsehen, dass ich unsichtbar geworden war. Ich hatte mich zurückverwandelt. Aus dem schillernden Schmetterling war eine unansehnliche Raupe geworden.

Noch immer trinke ich jeden Freitag am Grab des Admirals Marys Lieblingsdrink, ein Glas Baileys Irish Cream, aber heute prostet mir nur noch die Geister der Vergangenheit zu.

Das ist meine Geschichte. Bitte tun Sie sich keinen Zwang an und werfen Sie sie in den Müll, wenn Sie wollen. Oder geben Sie sich einen Ruck und schreiben Sie Ihre Wahrheit auf diesen Seiten nieder und reichen Sie das kleine Büchlein weiter. Vielleicht erleichtert es Sie ebenso wie mich. Was weiter wird, liegt ganz bei Ihnen, werter Leser.

MONICA

Natürlich hatte sie ihn gleich googeln müssen. Laut Wikipedia war Julian Jessop Porträtmaler und in den Sechzigern und Siebzigern berühmt und sogar ein kleines

bisschen berüchtigt gewesen. Er war ein Schüler von Lucian Freud am Slade gewesen. Wenn man den Gerüchten Glauben schenken wollte, hatten die beiden sich nicht nur wechselseitig Beleidigungen an den Kopf geworfen, sondern auch wechselseitig die Frauen zugespielt. Lucian hatte den Vorteil der wesentlich größeren Bekanntheit, wohingegen Julian siebzehn Jahre jünger war. Monica musste an Mary denken, wie sie nach einem anstrengenden Arbeitstag, bei dem sie anderen Frauen geholfen hatte, ihre Kinder auf die Welt zu bringen, müde und erschöpft nach Hause gekommen war und sich wieder einmal hatte fragen müssen, wo ihr Mann wohl abgeblieben war. Ehrlich gesagt klang sie ein bisschen wie ein williger Fußabtreter. Warum hatte sie ihn nicht einfach verlassen? Es gab schließlich, sagte Monica sich wie so oft, für eine Frau Schlimmeres, als Single zu sein.

Eins von Julians Selbstporträts hatte sogar kurz in der National Portrait Gallery gehangen, in einer Ausstellung mit dem Titel Die Londoner Schule Lucian Freuds. Monica klickte auf das Bild, um es sich in der Vergrößerung anzusehen, und da war er, der Mann, den sie gestern Morgen im Café gesehen hatte, nur ganz glatt und faltenlos wie eine Rosine, die sich wie von Zauberhand in eine Traube zurückverwandelt hatte. Julian Jessop im Alter von ungefähr dreißig Jahren, mit nach hinten gekämmten blonden Haaren, markanten Wangenknochen, selbstgefälligem Grinsen und durchdringendem Blick aus blauen Augen. Als er sie gestern angeschaut hatte, war es ihr vorgekommen, als blickte er in die Untiefen ihrer See-

le. Ein bisschen verstörend, wenn man gerade dabei war, mit dem Gast die diversen Vorzüge von Blaubeermuffins und Millionaire's Shortbread gegeneinander zu verhandeln. Monica schaute auf die Uhr. Zehn vor sechs.

»Benji, könntest du hier für eine halbe Stunde die Stellung halten?«, fragte sie ihren Barista. Ohne sein zustimmendes Nicken abzuwarten, schlüpfte sie in ihren Mantel. Im Vorbeigehen ließ Monica den Blick über die Tische schweifen und pickte einen großen Krümel von einem Red Velvet Cupcake von Tisch zwölf. Wie konnte man so was bloß übersehen? Sie trat nach draußen auf die Fulham Road und schnippte einer Taube den Krümel zu.

Sonst setzte sich Monica in den Doppeldeckerbussen eigentlich nie nach oben. Sie brüstete sich immer gerne mit der strikten Einhaltung sämtlicher relevanter Gesundheits- und Sicherheitsbestimmungen, und in einem sich bewegenden Fahrzeug Treppen zu steigen, hielt sie für ein unnötiges Risiko. Aber diesmal brauchte sie einen erhöhten Aussichtspunkt.

Monica beobachtete, wie der blaue Punkt auf Google Maps ganz allmählich die Fulham Road hinunterkroch und auf Chelsea Studios zuhielt. Der Bus machte am Fulham Broadway halt und fuhr dann weiter zur Stamford Bridge. Vor ihr ragte das gigantische, hochmoderne Mekka der Chelsea-London-Fans imposant in den Himmel, und dort, in seinem Schatten, unglaublich eingezwängt zwischen den separaten Eingängen für die Fans des Heim- und des Gastvereins, lag eine entzückende kleine Ansammlung von Atelierwohnungen und winzi-

gen Cottages, verborgen hinter einer unauffälligen Mauer, an der Monica sicher schon hundertmal vorbeigegangen sein musste.

Froh über den zäh fließenden Verkehr versuchte Monica im Vorbeifahren auszukundschaften, welches der Häuschen wohl Julians sein mochte. Eins stand ein wenig abseits und sah etwas verwahrlost aus, fast wie Julian selbst. Sie hätte ihre gesamten Tageseinnahmen darauf verwettet, dass es das sein musste. Etwas, was man in ihrer gegenwärtigen finanziellen Lage nicht leichtfertig machte.

An der nächsten Haltestelle hopste Monica aus dem Bus und schwenkte gleich nach links zum Brompton Cemetery. Es dämmerte bereits, und das letzte Abendlicht warf lange Schatten. Eine herbstliche Kühle lag in der Luft. Der Friedhof war einer von Monicas Lieblingsorten – eine Oase der Ruhe inmitten der hektischen Großstadt. Sie mochte die verschnörkelten, protzigen Grabsteine – die letzte Möglichkeit, es allen noch mal so richtig zu zeigen. Ich nehme deine Marmorgrababdeckung mit dem ungewöhnlichen Bibelzitat und lege einen lebensgroßen Jesus am Kreuz obendrauf. Sie mochte die steinernen Engel, denen nicht selten lebenswichtige Körperteile fehlten, und die altmodischen Namen auf den viktorianischen Grabmälern – Ethel, Mildred, Alan.

Wo lag der Admiral? Monica ging nach links, immer auf der Suche nach einem alten Mann mit einer Flasche Baileys Irish Cream in der Hand. Warum, wusste sie selbst nicht so genau. Ansprechen wollte sie ihn nicht, zumin-

dest noch nicht. Sie vermutete, es wäre ihm peinlich und unangenehm, so unvermittelt überfallen zu werden. Und sie wollte es sich nicht gleich mit ihm verderben.

Monica steuerte auf den Nordeingang des Friedhofs zu und blieb, wie jedes Mal, kurz am Grab von Emmeline Pankhurst stehen, um ihr in stummer Dankbarkeit zuzunicken. Dann schlug sie einen Bogen und war, einem kaum genutzten Pfad folgend, bereits auf halbem Weg zurück, als sie aus den Augenwinkeln eine Bewegung rechts von sich erhaschte. Dort saß (fast schon frevlerisch anmutend) mitten auf einem gravierten Grabstein Julian höchstselbst mit einem kleinen Glas in der Hand.

Mit gesenktem Kopf huschte Monica vorbei, um nur keine ungewollte Aufmerksamkeit zu erregen. Als er dann, keine zehn Minuten später, verschwunden war, marschierte sie schnurstracks zurück, um die Inschrift auf dem Grabstein zu lesen.

ADMIRAL ANGUS WHITEWATER
AUS DER PONT STREET
GESTORBEN AM 5. JUNI 1963
IM ALTER VON 74 JAHREN
GEACHTETER ANFÜHRER, GELIEBTER
EHEMANN UND VATER UND LOYALER FREUND.
UND AUCH BEATRICE WHITEWATER
GESTORBEN AM 7. AUGUST 1964
IM ALTER VON 69 JAHREN

Monica sträubten sich vor Ärger die Nackenhaare. Dem Admiral waren mehrere glühende Adjektive an den Namen gehängt worden, während seine Frau sich mit ihrem Sterbedatum und einem bescheidenen Plätzchen für die Ewigkeit unter dem protzigen Grabstein ihres Gatten begnügen musste.

Monica blieb eine ganze Weile vor dem Grabmal stehen und versuchte, sich die kunterbunte Truppe vorzustellen, die hier früher jede Woche zusammengekommen war, mit Beatles-Frisuren, Miniröcken und Schlaghosen, wie sie miteinander gelacht und diskutiert hatten, und kam sich plötzlich sehr einsam vor.

JULIAN

Julian schlurfte in Einsamkeit und Alleinsein herum wie in einem Paar alter, schlecht sitzender Schuhe. Aus reiner Gewohnheit eigentlich – in gewisser Hinsicht waren sie sogar ganz bequem. Aber im Laufe der Zeit hatten sie unmerklich begonnen, ihn zu verbiegen, hatten ihm Schwielen und Hühneraugen beschert, die er nun nicht wieder loswurde.

Es war zehn Uhr morgens, also spazierte Julian gerade die Fulham Street entlang. Die ersten fünf Jahre nach Mary war er oft nicht einmal aufgestanden, bis Tage und Nächte zur Unkenntlichkeit miteinander verschmolzen und die Wochen alle Konturen verloren hatten. Irgendwann war er dahintergekommen, von welcher immensen Wichtigkeit ein geregelter Tagesablauf war. Wiederkeh-

rende Verrichtungen waren wie Bojen, an die man sich klammern konnte, um nicht unterzugehen.

Jeden Morgen verließ er zur selben Zeit das Haus und spazierte eine Stunde lang durch die Straßen der Nachbarschaft und erledigte seine Besorgungen. Heute stand auf seiner Liste:

Eier

Milch (1 Karton)

Angel Delight, Butterkaramell, wenn mögl. (Angel Delight, ein Dessertcreme-Pulver zum Anrühren, ist immer schwerer zu finden)

Und da heute Samstag war, würde er sich eine Modezeitschrift gönnen. Diese Woche war die Vogue dran. Die war ihm die liebste.

Manchmal, wenn kaum Kundschaft im Laden war, unterhielt er sich mit dem Zeitschriftenverkäufer über die neuesten Schlagzeilen oder das Wetter. An solchen Tagen kam Julian sich beinahe wie ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft vor, jemand mit Freunden und Bekannten, die ihn und seine Meinung schätzten. Einmal hatte er sogar einen Zahnarzttermin ausgemacht, nur so zum Zeitvertreib, weil er nichts Besseres zu tun hatte. Nachdem er die ganze Zeit mit offenem Mund dagesessen hatte und nicht in der Lage gewesen war, auch nur ein einziges Wort mit Mr Patel zu wechseln, der mit diversen Metallinstrumenten und einem Schlauch, der schmatzende Sauggeräusche von sich gab, stundenlang in seinem

Mund herumhantiert hatte, war ihm aufgegangen, dass das keine besonders gute Idee gewesen war. Mit klingelnden Ohren von der geharnischten Standpauke über Zahnfleischpflege und dem festen Entschluss, so schnell nicht wiederzukommen, hatte er die Praxis verlassen. Wenn ihm die Zähne ausfielen, dann sollte es eben so sein. Alles andere hatte er ja auch verloren.

Julian blieb kurz stehen, um durch das Schaufenster in Monica's Café zu spähen, in dem sich bereits die Gäste drängten. Er lief diesen Weg schon so lange Jahre, dass er die vielen verschiedenen Inkarnationen, die der Laden im Laufe der Zeit durchgemacht hatte, lebhaft vor Augen hatte. Es war, als schälte man beim Renovieren übereinandergeklebte Tapetenschichten von den Wänden. Damals, in den Sechzigern, war es der Eel and Pie Shop gewesen, bis Aal aus der Mode gekommen und stattdessen ein Plattenladen eingezogen war. In den Achtzigern hatte an seiner Stelle eine Videothek eröffnet, und danach, bis vor ein paar Jahren, war es ein Süßigkeitenladen gewesen. Aale, Vinyl und VHS-Kassetten – allesamt auf dem Schutthaufen der Geschichte gelandet. Selbst Süßigkeiten galten heutzutage als Teufelszeug, weil die Kinder ihretwegen angeblich immer dicker und dicker wurden. Aber lag das wirklich an den Süßigkeiten? Oder waren nicht eigentlich die Kinder selbst schuld oder vielmehr ihre Erziehungsberechtigten?

Jedenfalls hatte er sich den richtigen Platz ausgesucht, um Projekt Aufrichtigkeit in die weite Welt zu entlassen.

Es hatte ihm gefallen, dass er einfach einen Tee mit Milch bestellen konnte, ohne alle möglichen hoch komplizierten Fragen beantworten zu müssen, wie, welche Teeblätter er bevorzugte und was für eine Milch er gerne hätte. Der Tee war ihm in einer Porzellantasse serviert worden, und niemand hatte ihn nach seinem Namen gefragt. Julians Name war es gewohnt, schwungvoll unten auf eine Leinwand gemalt zu werden. Er fühlte sich nicht wohl, so lieblos auf einen To-go-Becher gekritzelt, wie sie es bei Starbucks gemacht hatten. Es schüttelte ihn bei der Erinnerung daran.

Er hatte in einem weichen, abgewetzten Ledersessel gesessen, ganz hinten in einer besonders gemütlichen Ecke von Monica's Café, umgeben von raumhohen Bücherregalen. Er hatte gehört, wie sie das Eckchen »ihre Bibliothek« nannte. In einer Welt, in der alles elektronisch und Papier ein immer rascher schwindendes Medium war, erschien Julian die Bibliothek, wo sich der Duft alter Bücher mit dem Aroma von frisch gemahltem Kaffee vermischte, herrlich nostalgisch.

Julian fragte sich, was wohl mit der kleinen Kladde geschehen war, die er hier liegen gelassen hatte. Oft kam es ihm vor, als sei er dabei, spurlos zu verschwinden. Eines Tages in nicht allzu ferner Zukunft würde sein Kopf schließlich untergehen, versinken und dabei kaum das Wasser kräuseln. Durch dieses Büchlein würde wenigstens ein Mensch ihn sehen – so, wie er wirklich war. Und alles niederzuschreiben war eine Wohltat gewesen, fast wie die Schnürsenkel unbequemer, zu enger Schuhe

zu lockern und befreit mit den Zehen zu wackeln.
Er ging weiter.

HAZARD

Es war Montagabend, und es wurde langsam spät, aber Timothy Hazard Ford, von allen nur Hazard genannt (wie sollte man auch anders heißen, wenn der zweite Vorname schon »Gefahr« lautete), drückte sich vor dem Nachhausegehen. Aus eigener leidvoller Erfahrung wusste er, dem nach einem ausschweifenden Wochenende unvermeidlich folgenden Tief konnte der nur entgehen, der einfach unbeirrt weitermachte. Langsam, aber beständig hatte er begonnen, den Wochenbeginn immer weiter nach hinten zu verschieben, bis die Wochenenden sich beinahe in der Mitte trafen. Mittwochs gab es nun ein kurzes Intermezzo des Grauens, bevor dann am Donnerstag alles wieder von vorne losging.

An diesem Abend hatte Hazard seine Arbeitskollegen nicht überreden können, mit ihm zusammen die Bars in der City unsicher zu machen, also war er notgedrungen nach Fulham zurückgefahren und hatte einen kleinen Abstecher zu seinem Stammlokal gemacht. Rasch schaute er sich in der spärlich besuchten Weinbar nach einem bekannten Gesicht um. Sein Blick blieb an einer gertenschlanken Rotblonden hängen, die die Beine um den Barhocker geschlungen hatte und sich gerade über den Tresen beugte und dabei wie ein mondäner Knickstrohhalm aussah. Er war sich ziemlich sicher, dass sie die

Trainingspartnerin eines der Mädels war, mit dem sein Kumpel Jack mal was hatte. Er hatte keinen Schimmer, wie sie hieß, aber sie war die Einzige hier, die er anquatschen konnte, um sich mit ihr zu betrinken, und das machte sie unversehens zu seiner allerbesten Freundin. Hazard ging hin und setzte ein Lächeln auf, das speziell für diese Gelegenheiten reserviert war. So etwas wie ein siebter Sinn ließ sie aufschauen, und als sie ihn sah, grinste sie und winkte. Bingo. Funktionierte jedes Mal. Sie hieß Blanche, wie er dann erfuhr. Blöder Name, dachte Hazard. Und er musste es schließlich wissen. Träge ließ er sich auf den Barhocker neben ihr sinken und grünte und nickte, als sie ihn ihren Freunden vorstellte, deren Namen in der Luft um seinen Kopf schwebten wie Seifenblasen, um gleich wieder zu zerplatzen, ohne den geringsten Eindruck zu hinterlassen. Hazard scherte sich einen Teufel darum, wie die hießen, ihn interessierte nur ihre Trinkfestigkeit und vielleicht noch ihre Prinzipien. Je weniger, desto besser. Sofort verfiel Hazard auf seine übliche Vorgehensweise. Er zog ein dickes Bündel Geldscheine aus der Hosentasche und spendierte mit großer Geste für alle eine Runde, wobei er aus einem Glas gern gleich eine ganze Flasche machte und statt Wein Champagner bestellte. Dann zauberte er einige seiner beliebtesten Anekdoten aus dem Hut. Er ging die lange Liste seiner Bekanntschaften durch, um schließlich über jeden, den ein anderer aus der Runde kannte, einen bunten Kübel Klatsch und Tratsch auszugießen oder gar irgendwelche haarsträuben

enden Geschichten frei zu erfinden.

Rasch hatte das Grüppchen sich um Hazard geschart, so wie immer eigentlich. Aber als die große Bahnhofsuhr hinter der Theke lauter und lauter tickte, begann die Menge ganz allmählich, sich merklich auszudünnen. *Muss los, ist ja erst Montag*, hieß es. Oder *Hab morgen einen wichtigen Termin*. Oder *Bin noch was angeschlagen vom Wochenende, ihr kennt das ja*. Irgendwann waren nur noch Hazard und Blanche übrig, dabei hatte der Abend gerade erst angefangen. Als Hazard merkte, dass Blanche sich auch auf den Heimweg machen wollte, packte ihn die nackte Panik.

»Hey, Blanche, es ist noch so früh. Hast du nicht Lust, mit zu mir zu kommen?«, schlug er vor und legte ihr vertraulich die Hand auf den Arm. Eine kleine Geste, die alles verhielt und doch nichts versprach.

»Klar, warum nicht?«, antwortete sie, genau wie erwartet. Die Drehtür der Bar spuckte sie hinaus auf die Straße. Hazard legte einen Arm um Blanche, und gemeinsam gingen sie über die Straße und schlingerten den Bürgersteig entlang, ohne sich darum zu scheren, dass niemand mehr an ihnen vorbeikam.

Die kleine Brünette, die dastand wie ein Verkehrshindernis, übersah er glatt. Bis es zu spät war. Unsanft rasselten sie zusammen, und erst dann merkte er, dass sie ein Glas Rotwein in der Hand gehabt hatte, der ihr nun recht komisch über das Gesicht lief und auf den Boden tropfte, aber, viel ärgerlicher, auch sein teures Savile-Row-Hemd tränkte wie Blut aus einer klaffenden Schnittwunde.

»Ach, verdammte Scheiße«, schimpfte er erbot und stierte die Übeltäterin böse an.

»Hey, Sie haben mich angerempelt!«, protestierte diese indigniert. Ein Tropfen Wein hing zitternd an ihrer Nasenspitze wie ein unwilliger Fallschirmspringer, um dann schließlich doch herunterzufallen.

»Ja, was zum Teufel haben Sie sich auch dabei gedacht, mit einem Glas Wein so dämlich mitten auf dem Gehweg herumzustehen?«, brüllte er sie an. »Können Sie nicht drinnen trinken wie jeder andere normale Mensch auch?«

»Komm, lass es, gehen wir«, säuselte Blanche und kicherte so dummlich, dass ihm ganz anders wurde.

»Blöde Schlampe«, knurrte Hazard Blanche zu, so leise, dass die so bezeichnete blöde Schlampe ihn nicht hören konnte. Blanche kicherte wieder dämlich.

Mehrere Gedanken kollidierten klirrend in seinem Hirn, als Hazard vom schrillen Klingeln seines Weckers unsanft aus dem Schlummer gerissen wurde. Erstens: *Du kannst unmöglich mehr als drei Stunden geschlafen haben. Zweitens: Dir geht's heute noch beschissener als gestern, was in drei Teufels Namen hast du dir dabei bloß gedacht? Und drittens: Da liegt eine Blondine in deinem Bett. Keine Lust, mich mit der rumzuschlagen, und ihren Namen habe ich auch schon wieder vergessen.*

Zum Glück fand Hazard sich nicht zum ersten Mal in dieser unangenehmen Lage wieder. Er haute auf den Wecker. Lautlos schlüpfte er aus dem Bett und zuckte

schmerzlich zusammen, als sein Hirn von innen gegen den Schädel klackerte wie eine Kugel im Flipperautomaten. Er ging zur Kommode in der Zimmerecke, und tatsächlich, wie erhofft lag da ein kleines Fitzelchen Papier, und darauf gekritzelt stand: SIE HEISST BLANCHE. Teufel auch, er war wirklich gut.

So schnell und leise wie nur irgend möglich sprang Hazard unter die Dusche und zog sich an, suchte einen neuen Zettel und schrieb eine kleine Nachricht:

Liebste Blanche, du hast so friedlich geschlafen und so wunderschön dabei ausgesehen, dass ich dich nicht wecken konnte. Danke für letzte Nacht. Du warst umwerfend. Bitte zieh die Wohnungstür hinter dir ins Schloss, wenn du gehst. Ruf mich an.

War sie umwerfend gewesen? Ab ungefähr zehn Uhr war seine Erinnerung ein wenig verschwommen. Das war, nachdem er seinen Dealer angerufen hatte (der noch schneller geliefert hatte als sonst, wohl weil Montag war). Aber es war ihm eigentlich auch schnurzegal. Er schrieb seine Mobilnummer unten auf den Zettel und vertauschte dabei mit Bedacht zwei Ziffern, damit Blanche ihn unter keinen Umständen erreichen konnte, dann legte er ihn auf das Kissen gleich neben seinen unwillkommenen Gast in der Hoffnung, wenn er wieder nach Hause kam, wären beide spurlos verschwunden.

Noch leicht benebelt trottete er zur U-Bahn. Obwohl schon Oktober war, trug er eine Sonnenbrille, um seine

Augen vor dem bleichen Licht des anbrechenden Tages zu schützen. Am Unfallort des Vorabends angekommen blieb er kurz stehen. Er war sich ziemlich sicher, noch ein paar Spritzer blutroten Weins auf dem Bürgersteig ausmachen zu können wie Spuren am Tatort eines Raubüberfalls. Ein ungebetenes Bild drängte sich auf: eine hübsche, kesse Brünette, die ihn so finster anfunkelte, als verabscheute sie ihn aus allertiefstem Herzen. So sahen Frauen ihn sonst nie an. Hazard mochte es nicht, verabscheut zu werden.

Und dann kam ihm unvermittelt ein Gedanke, der ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf: *Er verabscheute sich selbst. Abgrundtief. Bis zum allerletzten Molekül, dem winzigsten Atom, dem mikroskopisch kleinsten subatomaren Partikel.*

Es musste sich etwas ändern. Nein, alles musste sich ändern ...

EIN BUCH WIE EINE HERZLICHE UMARMUNG!

Sechs Fremde - eine Gemeinschaft



Auch als E-Book erhältlich

Ein bezaubernder Wohlfühlroman,
der *Nähe, Wärme* und das
Zusammensein feiert!

Julian ist es leid, seine Einsamkeit vor anderen zu verstecken. Der exzentrische alte Herr schreibt sich seine wahren Gefühle von der Seele und lässt das Notizheft in einem kleinen Café liegen. Dort findet es Monica, die Besitzerin. Gerührt von Julians Geschichte, beschließt sie, ihn aufzuspüren, um ihm zu helfen. Und sie hält ihre eigenen Sorgen und Wünsche in dem Büchlein fest, ohne zu ahnen, welche heilende Kraft in diesen kleinen Geständnissen liegt: Als das Notizbuch weiterwandert, wird aus den sechs Findern ein Kreis von Freunden. Monicas Café wird dabei ihr zweites Zuhause, und auf Monica selbst wartet dort das ganz große Glück ...

„Eine Art ‚Tatsächlich ... Liebe‘
in Romanform und ein wahres
*Wundermittel gegen das Gefühl der
Einsamkeit in unserer Welt.*“ Globe and Mail